

Offener Schreibebrief von Lizzie Hanstengel.



No. 184. — Wissen Sie was, ich bin ausgefallen, daß das Rehlbad artig edspensif ist.

Wei, was mer da for Ehls un Schuder uffjuhse duht, bas duht einigse biete. Ich sin schuhr genug nit stinschie, wann ich ebbes gutes hen kann, anwoer ich kann nids gute an Rehls sinne un nachdem ich so ebaut vier Däg lang nids als Treiels mit Rehls gemacht gehabt hat, do hen ich zu mich gesagt: „Lizgie, hen ich gesagt, alles was du duhst, mach sein Kameel aus dich. Der Mensch is gewissermaße doch bios en Mensch un sein Stomed kann for die Zeit so en Abjuhß nit stende. Mer kriegt Indeitschestschen un Dispepphie un dann siht mer do mit seine Kenntnisse. Wann annere Leut e diesentes Wiel esse oder e diesente Schrud Bier drinke, dann kann mer zugude un denke, o wann ich doch auch so ebbes genieße derst! Das kommt anwoer bios von die verdollte Pei- und Reht-Essere. Do lob ich mich en diesente Wielroht mit plentie schmächt Potesths un en Hiep Wetschlebbels, bei Tschino, do kann mer einhaue wie nare! Ich mitaus daß mer wihste duht, daß mer sich sein Stomed verstauche duht. Un gefund werd mer bei so e Futterche, well, gude Se nor emol meine Buwe an; Fellerich wie Riefe sin se un ihre Fehes gude aus, als wann se mit Brickstein ingerobbt wäre. Wann ich do dergede die annere Rids angude, wei das giebt mich e Behn. Schmal un dinn un ihre Fehes sin so klein, daß se en Bod zwische die Hörner kisse könne. Kein Blutsdroppe is in se un wann mer se anbläst, dann falle se um. Wann se aus die Schul heim komme dann fange se an zu jammere daß se so teiert sin un dann lide die Herrn Eltern, daß die arme Kinner in die Schul zu viel zugemuth werd un daß es e Schemm wär, von Rids so viel zu verlange. Bei Galle, do sin meine annere Feger. Obs fast is obder warm, bei Rehn un Schein misse die an die Stritt sein; das is anwoer gesund; die hen noch nit einmol komphent daß se zu viel lerne misse un daß se das Studire teiert mache duht — for den Riesen, daß se imwoerhaupt nids lerne duhn. Die Feger gehn nur in die Schul for Fonn zu hen; oft Rohrs gleich ich das auch nit so edstra anwoer dieselwe Zeit bent ich, ennihau is es besser, wann se gesund sin als wann se von lauter Studire uff de Hund komme. Wie ich das so alles imvergendet hen, do sin ich in e sehr angenehme Stimmung komme un wie bald druff die Rids aus die Schul komme sin, do hen ich so pleffent gekmeit, wie ich die rotke bredige Fehes gesehn hen, daß die Buwe gar nit hen ausmache könne, was mit mich die Mütter wäre. Se hen anwoer bald genohst, daß ich in en gute Zuhmer war un do hot der Bennie gesagt: „Seh Ma, könnt ich dich mehlie for en Kwarter streide? ich deht gleiche das Futtbahgehm zu sehn.“ Schuhr Bennie, hen ich gesagt un hen ihn en Kwarter gewode; ich denke, mer best seine Kinner nit alles verbiete un wann ich den Kwarter reffjuhst hätt, dann hätt er mich mehlie en halwe Dahler obder so geschweipt. Wie er das Geld gehabt hot, do is auch der Eddie komme. Ma, hot er gesagt, ich deht gleiche e Bennott Käpp zu hen, wie die annere Rids all hen. Wei, Bubie, hen ich gesagt, ich hen dich doch e Woch obder so zurüde e neue Käpp gekauft. Ich weiß, hot er gesagt, anwoer die is gar nit mehr in Steil. Well, was hen ich buhn könne, ich hen ihn en halwe Dahler for e Bennott Käpp gewode. Do hot der Johnnie gesagt: Ma, die Tiescher hot gesagt, wann's unferre Ma erfordern könnt, dann sollt se uns e Buch kause, wo all die Diehren un Wiests drin ungehert wäre un wo arig händig for unfer Stobies wär. Wenn es unferre Ma nit erfordern könnt, dann solle mer's die Tiescher sage un sie deht uns dann edjuhse. Bei Gals, hen ich gedent, ich will doch nit, daß die Tieschers mehlie Riemarks iwoer mich mache un sage, daß ich zu stinschie wär un do hen ich den Johnnie gefragt, was so e Buch koste best. En Dahler un e halb, hot er gesagt, das wär was die annere Rids for bezahlt hätte. Ich hen ihn das Geld gewone un was wer'n Se denke, jetzt fin auch noch die annere Buwe komme un jeder von se hot ebbes gewollt. Ich hen se all sättisfeht un wie ich mit se dorch war, do hen ich fünf Dahler un e halb gespend. Ich hen mich anwoer weiter nit geärgert, belahs ich gleiche die Kinner wann un dann e Freud zu machen. Am Obend wie se for Sopper heim fin komme, do hen se all schlecht gefühlt. Reins von se hot sei Sopper getohft un ich hen gesehn, daß die Kleine fogar gegreint hatte. Was is die Mütter mit Euch, hen ich gefragt, anwoer se hen nit gewußt, wo das schlechte Fühle her komme duht.

Der Philipp is heim komme un der hot auch gewunert, was mit die Rids los sein könnt. Well, ich hen se all ins Bett gehn mache un hen gedent, mehlie se fin bios ausgeleiert un das is all. Anwoer se ware hardite ins Bett do is das Gejammer schon wider los gange. Ich hen gedent, das beste is, ich rufe den Dacter un wie der komme is, do hot er die Buwe edfämmind un hot gesagt, die Kinner duht nids fehle wie en verbotoene Mage. Do is mich e Licht uffgange. Bennie, hen ich gesagt, was host du gesse? Do hot er dann konseht, daß heut kein Futtbahgehm gewese wär un do hätt er den Kwarter for Randy gespend. Der Eddie hot gesagt, e Bennott Käpp deht fünf un siebzig Gents koste un weil er gedent hätt, ich wollt nit so viel Geld spende, do hätt er sich Randy for den halwe Dahler gekauft. Der Johnnie hot gesagt, der Buddieler hätt ihn das Buch for en Dahler hen losse un do hätt er sich for die Wällenz auch Randy gekauft. Den Weg hen ich ausgefunne, daß sich die Buwe all an Randy ihren Stomed gespeult hatte. In die erste Lein hen ich se von den Dacter wider uffpätiche losse un dann hen ich die finnischung Lotches gemacht, indem ich ein nach den annere aus den Bett gepußt un die ganze Gäng nach Note verschmisse hen. Et tell zu in mein Haus, do ruht ich, belahs ich sin der Bahs. Mit beste Riegarde Lizzie Hanstengel.

Sie sind Wittwe? Humoreste von Roda Roda. Vom Pester Centralbahnhof gingen am halb zwei Uhr Nachmittags drei Depeschen an den Grafen Jaray nach Zaramar ab. Ihre Unterschriften lauteten: „Aranta“ — „Oberst Heber“ — und „Der Kammervorsteher Graf Strehl Seiner Durchlaucht, des Prinzen Karl zu Alberg.“ Jede dieser drei Depeschen meldete die Abreise ihres Absenders mit dem Pester Schnellzuge. Seit einigen Tagen schon hatten die Leser der ungarischen Blätter Kenntniß von der Auszeichnung, die dem Grafen Jaray bevorstand. Seine Durchlaucht, Prinz Karl würde sein Weidmannsheil auf ungarischem Boden versuchen. Man las auch von den großartigen Vorbereitungen, mit denen Graf Jaray den Sprossen des deutschen Fürstenhauses ehren wollte. Prinz Karl ging durch den Zug und bemerkte Gräfin Aranta. Er warf ein Blick auf ihre brünettes Köpfschen, dessen Silhouette sich klar gegen das Fenster abhob. Da schoß ihm die Erinnerung an alles, was er von heißblütigen ungarischen Frauen gelesen hatte, durch den Kopf. Wie lange hatte er sich darauf gefreut, einer zu begegnen! Und nun passierte ihm das Glück just heute, heute, da er sozujagen das erste mal in die Welt fuhr. Fünf Minuten später sah er mit seinem Kammervorsteher im Speisewagen bei einer Tasse Thee. Zehn Minuten später hatte er „seinen lieben Strehl“ glücklich beim Thee festgenagelt und ging zu seiner schönen Ungarin jurid. Sie stand im Furgang und blickte auf die herbstlichen Felder. Und Durchlaucht neben ihr wartete auf einen Blick aus ihren Fernaugen. — Was er ihr sagen wird? — Er zupfte die Kravatte zurecht — da sah sie auf. Der Augenblick zum Handeln. „Gnädige, erlauben Sie mir, daß ich, hingegriffen von Ihrer Erscheinung...“ Sie sah ihn groß und stumm an. — Das brachte Seine Durchlaucht ein wenig aus dem Concept. Dann sekte er mutzig fort: „Parole d'honneur, Gnädige sind die erste Dame, die solchen Eindruck auf mich macht.“ „Herr —“ brachte sie streng abwehrend hervor. „Ich weiß, was Sie einwenden wollen, Gnädige. Es ist nicht üblich, eine Bekanntschaft...“ Gräfin Aranta wandte sich um und ging an ihm vorüber in ihren Abtheil. Er aber, eingebend seines Wappenschildes: „Dran Alberg!“ — folgte ihr.

Zürsprache des „Gatten“ den Uebelthäter in Gnaden auf. Man stand noch eine Weile beisammen und lachte über das Wunder, das drei Gäste des Grafen Jaray im Eilzuge zusammengeführt — dann nahm Prinz Karl halb voll Abtheil und flüchtete mit sehr gemischten Gefühlen unter die Fröchte „seines lieben Strehl.“ „Das Ehepaar“ zog sich in's Coupe zurück. Da saßen sie, sich schweigend und — rathlos, gegenüber. Sie mit großen, fragenden Augen. Endlich sagte der Oberst: „Mein Gott, liebe Gräfin, ja — Sie haben recht — es ist eine Uebelthat von mir gewesen — allein — es wird sich ein Ausweg finden. — Bin schon in ärgeren Lagen gewesen... Parдон! — Ich meine — in Kriegszeiten. Habe Sechsunndszig mitgemacht... Ich bin ganz tonfus, — Gräfin!“ „Ich auch, Herr Oberst!“ „Wie, wenn ich nicht nach Zaramar führe — ich kann abtelegraphiren...“ „Das niht nichts. — Prinz Karl wird erzählen, er hätte das Ehepaar Heber im Zuge getroffen.“ „Und alle Welt weiß, daß ich nicht verheirathet bin.“ „Also?“ fragte sie. „Also — müssen wir vor dem Prinzen drei Tage lang — — — der gute Oberst kämpfte sichtlich mit seiner Verlegenheit — „Mann und Frau bleiben.“ Von der nächsten Station ging eine bringende Depesche nach Zaramar ab: „Bin vor dem Prinzen Karl und Suite mit Gräfin Aranta als verheirathet zu betrachten. Instruirt Freunde, Kinder, Dienerschaft. Die Sache ist kein Wit, sondern Todesernst. Oberst Heber.“ Es ging alles ganz glatt. Jaray hatte die Depesche rechtzeitig erhalten, und da er seinen alten, geglaubten Freund Heber kannte, seiner Bitte genug Gewicht beigelegt, um umfassende Vorkehrungen zu treffen. Mit Jagd und Luftbarkeiten gingen drei Tage hin. Und während man im Festsaal tanzte, saßen Herr und Frau Oberst still bei einander im Boudoir der Hausfrau vor dem Kamin. Zwischen ihnen lag das weiße Fell eines Eisbären. „Morgen geht der Prinz“, sagte der Oberst. „Morgen sind wir „geschieden.“ Die Gräfin blickte ihn an. Es wurde ihm heiß dabei. „Ihr Herr Gemahl ist ein glücklicher Mann — Gräfin!“ sagte er leise. Sie zuckte zusammen. „Den Armen können Sie doch nicht beneiden?“ „Doch. Warum auch nicht?“ „Mein Gott — er schläft seit zwei Jahren unter der Erde.“ Der Oberst streifte ihr beide Hände entgegen, und sie legte ihre hinein. Sein Gesicht war verklärt wie das eines Erlösten, als er fragte: „Sie sind Wittwe? Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Zur der Schreibmaschine. Vor ein paar Jahren noch, da konnte ein junges Mädchen, das gut mit der Schreibmaschine umgehen und vielleicht gar stenographiren konnte, der Zukunft ohne Sorgen entgegensehen. Sie durfte ihre Stellung förmlich wählen, war sie sehr flint, so rief man sich um sie, es war gar nicht selten, daß ein unscheinbares Mädchen ohne fonderliche Schulbildung, das geschickte Finger hatte und ihre 60 Worte in der Minute abklappen konnte, fünfundsünfzig und mehr Dollars pro Woche erhielt. Begeben wir uns nach einer Schule für Schreibmaschine und Stenographie, wie sie in jeder amerikanischen Großstadt zu finden ist. Ihre Thätigkeit ist eine dreifache. Zunächst wird der Jüngling mit den Schreibmaschinen der gangbarsten Systeme vertraut gemacht, dann ganz nach seiner Wahl, auf einer Maschine, sei es nun Remington, Underwood, Post, Monarch, Williams oder irgend ein anderes, unterrichtet. Zuerst lernt er den Mechanismus kennen, dann die Fingerfertigkeit, schließlich muß er nach Diktat schreiben, zuerst ganz gemächlich, dann immer schneller und schneller, bis der Schüler oder die Schülerin die Maximalgeschwindigkeit, die je nach der Veranlagung von 50 bis 100 Worten pro Minute schwankt, erreicht hat. Ist der Kursus vollendet, dann verwechselt sich der Schüler die Schule in eine Stellenvermittlungsanstalt. Zu bestimmten Stunden versammeln sich die ehemaligen Jüngerlinge in einem Saal der Schule und harren der Dinge, die da kommen werden. Von Zeit zu Zeit ertönt denn auch die Klingel des Telephons, eine Firma verlangt eine Hilfskraft, giebt ihre Wünsche an, und der Superintendent sendet eine der Harrenden nach der betreffenden Adresse. Natürlich versucht er, dabei gerecht vorzugehen und den Applicanten, der am längsten auf eine Stellung wartet, zu bevorzugen. Aber das geht nicht immer, da, wie gesagt, der Chef der betreffenden Firma seine Sonderwünsche in Bezug auf Alter und Schnelligkeit zu haben pflegt. Als wir den Wartesaal betraten, war er von Stellungsuchenden fast überfüllt. Nahezu ausschließlich Damen. Junge und alte, hübsche und häßliche, lustige und traurige. Die jungen und hübschen sind gewöhnlich auch die lustigen, und proportional zu ihrer mehr oder weniger lauten Heiterkeit wächst die Griesgrämigkeit der von der Natur vernachlässigten Damen oder der Mädchen, an denen die Jahrzehnte sturm- und ereignislos vorübergezogen sind. Das Telephon läutet, der Manager springt dienstbefähigt zum Apparat. „Wie sagen Sie, bitte?“ — Green und Co! Eigenen Stinten Stenographen wollen Sie, der flott auf der „Underwood“ schreibt. — Muß es sofort sein? — Ja? Sofort? — Das thut mir leid, leider habe ich keine Herren an der Hand, die Ihnen passen würden. — So? Dann kann ich Ihnen also eine Dame schicken? — Gut, ich sende Ihnen Fräulein Brown, eine perfekte Stenographin, die vierzehn Jahre in einem Hause thätig war. — Was? Sie wollen dann lieber eine junge Dame, auch wenn sie nicht so perfekt ist. Gut, ich schide sofort Frä. Blau!“ Fräulein Blau erhebt sich ertöndend von ihrem Stuhl, ihre hübschen blauen Augen leuchten vor Vergnügen und rasch begiebt sie sich auf den Weg. Ob sie sich über die Aussicht auf eine Stellung, oder in dem Kompliment, das in der Thatsache ihrer Erwählung liegt, freut, möge dahin gestellt bleiben. Jedenfalls wurde der Verlauf und das Resultat des Gespräches von den meisten Damen nicht gerade mit Entzünden aufgenommen. Einige sehen enttäuscht drein, andere machen laut recht spize Bemerkungen, und eine Gruppe von älteren Damen erhebt sich und raucht während davon. Aufseherdenn wendet sich der Manager an uns. „Die Damen thun mir leid, aber ich kann ihnen mit dem besten Willen nicht helfen. Das Angebot übersteigt eben die Nachfrage in ersprechender Weise, für jeden freien Posten sind zehn Applicantinnen da, und wenn das so weiter geht, dann sehe ich die Zeit kommen, wo das Cashgirt im Waarenhaus mehr Salair bekommt, als eine geschickte Typewriter.“ Auf weitere eingehende Fragen erzählte uns der Manager des Vermittlungsbureaus noch weitere, recht interessante Thatsachen. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Am schlimmsten sind die älteren Damen und die Mädchen davon, die von Mutter Natur stiefmütterlich behandelt wurden. Ein junges, hübsches Mädchen mit frischen rothen Wangen und heiteren Augen kann noch immer so ziemlich sicher sein, eine ganz gute Stellung zu bekommen, auch wenn sie nur halb so schnell ist, wie ihre Nachbarin, die vier Wochen auf eine Stellung wartet. Nicht etwa, daß ich behaupten wollte, die Chets würden nur Mädchen engagiren, mit denen man flirten kann. Zwar kommt das ja auch vor, aber auch dort, wo es durchaus nicht der Fall ist, sieht der Chef lieber ein hübsches junges Gesicht um sich. Man kann ihm das auch gar nicht verargen. Einerseits macht ein hübsches, adrettes Mädchen auf die

Besucher immer einen sehr guten Eindruck, andererseits sieht ja jeder Mensch lieber ein hübsches, lustiges Gesicht als ein verblissenes, un hübsches. Allerdings, es kommt mitunter sogar vor, daß ich direkt um ein recht unscheinbares Mädchen über dreißig Jahre gebeten werde. Mir kommt das sehr gelegen, denn an derartigen Exemplaren habe ich einen ungläublichen Ueberfluß. Den Grund zu diesem unwürdigen Verlangen möchten Sie wissen? „hm! Die Herren geben als Grund gewöhnlich die Thatsache an, daß die jungen Leute in der Office mit hübschen Mädchen zu viel flirten würden. Auch daß ein hübsches Mädchen auf ja und nein weachirathet, während die Häßliche stabil ist. Der wahre Grund pflagt aber gewöhnlich der zu sein, daß die Frau Gemahlin des Herrn Chets auch ein Wörtchen mitzureden hat und ihrem Gatten bei schiedlichen Strafen verboten hat, ein „appetitliches“ Mädchen zu engagiren. Nun, vielleicht hat sie nicht Unrecht, die Gattin pflagt ja über den Appetit ihres Mannes genau unterrichtet zu sein. Noch etwas ist momentan dem weiblichen Geschlecht bei der Erlangung von Officestellungen höchst ungunstig. Es bereitet sich immer mehr und mehr eine Umschwung in der Geschäftswelt vor, der dahin geht, überhaupt keine Frauen in der Office zu beschäftigen. Die Geschäftsleute behaupten eben, daß der weibliche Durchschnitt absolut minderwertig sei, daß die Nachlässigkeit, die Empfindlichkeit, die Unlust und — ein sehr häufig vorkommender Mangel an Intelligenz die Billigkeit der weiblichen Kräfte weit aus übersteige u. s. w. Und dann, wie schon gesagt, die Chets wollen gewöhnlich keine hübschen Mädchen, die hübschen aber betrachten sie als unsichere Kantonistinnen. Ein hübsches Mädchen hat gewöhnlich ihren Verehrer, mit dem sie Abends in's Theater oder sonstwohin geht. Dann ist sie am anderen Morgen müde, läßt sich wegen „Kopfschmerz“ beurlauben, oder sie kommt überhaupt nicht. In der Sommerhitze wird ihr schlecht, bei Schneefürmen ist ihr das Wetter zu ungnünftig, und geht sonst Alles aus, so erklärt sie früher oder später mit schlaftem Lächeln, daß sie sich nächste Woche verheirathen werde. Kurzum, die Tendenz in der Geschäftswelt bezuzugt jetzt die jungen Leute, die williger sind, auch eine Arbeit zu thun, zu der sie sich gerade nicht verpflichtet fühlen, stabil sind, wenn sie heirathen, noch stabiler werden, mehr Ambition haben und nicht zimperlich sind. Ein flotter Stenograph und Typewriter ist daher auch niemals ohne Stellung, hier ist die Nachfrage größer als das Angebot, und kann er gar vielleicht auch deutsch oder französisch stenographiren und schreiben, so bekommt er ohne Weiteres seine 25 wöchentlich, mit der Aussicht auf Advancement.“ Während wir so mit dem Manager plauderten, hatten sich mehrere der Damen genähert und sich schließlich an der Unterhaltung betheiliget. Jede hatte andere Erfahrungen gemacht. Jede wußte Angenehmes oder Unangenehmes aus ihrem oft sehr mühseligen Beruf zu erzählen. Ein junges, hübsches Mädchen mit viel Temperament erzählte in recht drohlicher Weise, wie sie einen ganz neuartigen Konkurrenten, einen Phonograph, aus dem Felde geschlagen habe. Einem Tages rief sie ihr Chef, ein Importeur, zu seinem Pult und sagte, daß er zu seinem Bedauern ihrer Dienste nicht mehr lange bedürfe. Auf ihre erkauente Frage nach der Ursache dieser Kündigung erklärte ihr der Chef, daß eine ganz neuartige Erfindung gemacht worden sei, ein Phonograph, den man vor sich stellen habe und der, ausgezogen, nicht nur jedes gesprochene Wort aufnimmt, sondern sogar druckt. Er habe eine derartige Maschine bestellt und werde nach deren Eintreffen natürlich keine Privatsekretärin brauchen können. Nun, ich kannte meinen lieben Chef und beschloß, ihn auf recht drastische Weise von der Unmöglichkeit seines Vorhabens zu überzeugen. Ich sekte mich ruhig an mein Pult und nahm stenographisch wörtlich das auf, was mir der Chef ditirte. Später, als er vom Lunch zurückkam, fand er auf seinem Pult die abgetippte Maschinenschrift seines Diktates und einen Zettel, auf dem ich geschrieben hatte: „Wie Sie sehen, versuche ich von jetzt ab ebenso gewissenhaft und genau zu sein, wie die von Ihnen bestellte Maschine.“ Das Diktat lautete aber ungefähr folgendermaßen: „Sehr geehrte Herren! Mit Bezug auf Ihr werthes Schreiben vom 18. d. M. — ach nein, es ist ja vom 11. d. M. — verführe ich Sie, daß die reklamirte Waare, 3000 Pfund Ultramarinblau — ach Unsin, ganz verückt bin ich heute, der Mann handelt ja mit Hirschhornsalzen — 3000 Stodarriffe, bereits am, am — he, Herr Müller, wann haben wir die Griffe geordert, der Koffer in Buffalo beschwert sich, daß er sie noch nicht bekommen hat — also schreiben Sie — Donnerwetter, lesen Sie doch den Sach nochmals —“ Nun, mein Chef hatte von dieser Probe genau, er bestellte die Maschine schleunigst wieder ab, legte mir zwei Dollars wöchentlich zu und ich blieb noch ein paar Jahre bei ihm.“ (Aus dem N. J. Morgenjournal).

Die Wäskentur.

Man berichtet aus London: Der Garten Allahs, ein kürzlich in London erschienen Buch von Robert Dickens, scheint in vielen Engländern den Wunsch angeregt zu haben, näher der Wüste zu leben, als dies bei einem Aufenthalt in einem der theuren Hotel's Kairos möglich ist. Unter der Organisation von Miss Mine Sephard hat sich daher eine große Gesellschaft gebildet, die von London ausgebrochen ist und in einem Lager in der Wüste wohnen will. Jeder Theilnehmer erhält ein Schlafzelt mit doppeltem Dach, das innen mit farbigem Leinen ausgeschmückt ist. Der Fußboden wird mit einem orientalischen Teppich bedeckt. Außerdem ist für ein großes Speisefeld für alle und ein Salonzelt für die Damen gesorgt. Das Lager wird sich in der Nähe der Pyramiden befinden und von Kairo mit der Trambahn leicht zu erreichen sein. Die Kosten werden sich auf \$35 wöchentlich belaufen, während ein Dragoman täglich \$10 kostet. Die wunderbare Ruhe der Wüste ist der Hauptfaktor der Kur, die ein Londoner Arzt angeregt hat; zugleich verspricht man sich viel von der Wirkung der Sonne.

Die Kochkiste bei Juvenal.

So neu die Kochkiste auch zu sein scheint: sie ist doch schon seit Jahrhunderten bekannt. Die klassischen Philosophen können wenigstens mehrere Zitate aus dem ersten Jahrhundert nach Christus dafür bringen. Ist die Kochkiste heutzutage den außer dem Hause beschäftigten Frauen eine Nothwendigkeit, so war sie dies stets für den jüdischen Haushalt, um das am Freitag angebotene Essen am Sabbath warm zu halten. Den Römern war diese Eigenthümlichkeit der Juden so auffallend, das römischen Dichter die Juden als die „Leute mit der Kochkiste“ bezeichneten. Juvenal erwähnt in dieser Weise an zwei Stellen die Kochkiste der Juden, die mit Heu ausgefüllt ist, das die Speisen warm hält (im Talmud kommt sie natürlich auch vor). Der griechisch-lateinische Ausdruck dafür ist „Cophinus“, das in dem englischen „Coffin“ und „Coffre“ und dem deutschen Koffer fortlebt. Diese von Juvenal genannten, mit Heu gefüllten Kisten fehlten vor 1800 Jahren ebenso wenig in einem jüdischen Haushalt, wie heutzutage ähnliche, da das jüdische Gesetz jede Anwendung des Feuers am Samstag verbietet. In den Schollen zu dem Juvenalstellen ist die jüdische „cophinus“ et fenum“ mehrmals beschrieben: „Riße und Heu sind deswegen ihr Hausgeräth, weil sie gelochtes Fleisch darin aufbewahrten, um am Sabbath warm essen zu können.“ Eine der Friedländer in seiner großen Juvenalausgabe zitierte Leidener Handschrift mit unedirten Schollen zu Juvenal drück sich noch deutlicher aus: „Die Juden, die einen Tag vor Sabbath ihre Speisen heiß in die Kochkisten legen und mit Heu umgeben, nachdem die Töpfe vorher mit Tüchern und Servietten umwickelt waren, damit sie am Sabbath warmes Essen hätten.“ Der Unterschied zwischen der Kochkiste vor fast 2000 Jahren und der modernen Kochkiste ist also nur der, daß letztere angelegte und nicht gargelegte Speisen empfangen soll. Uebrigens kann es schon damals auch jüdische Sabbathspeisen gegeben haben, die durch 18 bis 24stündiges Heißbleiben an Vorzüglichkeit gewonnen haben, so daß auch „cophinus et fenum“ selbstthätig weiter gelocht haben mögen.

Mollke-Erinnerungen.

Unter den Erinnerungen, die gelegentlich der Entfaltung des Mollke-Denkmal's aufgeführt werden, ist besonders folgende fesselnd, die schildert, wie der große Strateg 1870 zum Kriege berufen wurde. Der Sommer des Jahres 1870 fand die Verwandten in Creisau vereinigt. Ruhig lebte der Graf auf seinem Gute, und nichts deutete an, wie nahe die größte Aufgabe seines Lebens, die Führung der deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich, ihm bevorstand. Am Nachmittage des 15. Juli war er mit seinem Bruder Adoff, seiner Schwägerin und deren beiden Töchtern im offenen Wagen ausgefahren. Er führte selber die Zügel; sein Bruder saß neben ihm. Gerade als der Wagen eine Furt durch die Peile passierte, neben der ein schmaler Fußweg über das Wasser führte, rief ihn ein Telegraphenbote an, der eben diesen Steg überschreiten wollte. Der General hielt die Pferde an und freude die Hand nach dem Telegramm aus, das jener ihm reichte, erbrach es, las und steckte es still in die Tasche. Dann sekte er die Spazierfahrt fort. Nichts an ihm verrieth die Mittheilung, die der Telegraph ihm gebracht hatte, nur noch schweigsamer als sonst sah er da, und daß seine Gedanken hin und wieder von seinen Pferden abschweiften, merkten die Insassen des Wagens daran, daß er einmal ziemlich unanständig gegen einen Prellstein aufuhr. Als er nach etwa einer Stunde wieder vor dem Wohnhause anlangte, sprang er rasch vom Wagen und sagte zu seinem Bruder, der ihm ins Haus folgte: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch diese Nacht nach Berlin.“ Er ging darauf in sein Arbeitszimmer, wo er bis zur Abendstunde blieb. Still, aber freundlich wie immer, sah er dann in der Mitte des kleinen Kreises, bis er plötzlich aufstand, mit der Hand auf den Tisch schlug und ausrief: „Ruh! Sie nur kommen, mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet!“ Ohne eine weitere Erklärung zu geben, ging er dann wieder in sein Zimmer, wo er bis zur Abreise blieb. Erst später erfuhren die Seinigen, daß die Depesche die Mittheilung enthielt, der König halte den Krieg für unvermeidlich und beauftragte, die Mobilmachung zu befehlen.

Die „Frau Oberstin“ nahm auf die

„Frau Oberstin“ nahm auf die... (The text continues with a narrative about a woman named Frau Oberstin, but the content is mostly illegible due to image quality and scan artifacts. It appears to be a story or report involving military or official matters.)